

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 215. Bromberg, den 18. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(17. Fortsetzung.)

Es lag eine nervöse Hast über allem, was der Mann tat und sagte. Er war wohl kaum über die Vierzig hinaus, aber das Gesicht war tief gefurcht, die Mundwinkel zuckten unaufhörlich, und die Augen irrten unruhig hin und her. Selbst die Hände vermochte er nicht einen Augenblick stillzuhalten. Die Augen funkelten unter einem Klemmer mit starken Gläsern, und hastige Finger fuhren unter den Gläsern weg bald über das rechte, bald über das linke Auge.

Es hatte Rudolf auf den Lippen gelegen, zu erklären, daß er den ihm angebotenen Posten nicht annehmen könne, aber ein Blick auf die Frau hatte ihn still gemacht. Auch ihr Antlitz war älter, als es die Jahre rechtfertigen konnten. Sie sah geradezu verhärmt aus.

Als Rudolf aus dem Zimmer trat, fing ihn das junge Hausmädchen wieder ab.

„Wie gefällt Ihnen der Herr?"

„Da kann ich noch gar nix sagen."

„Pst, nicht so laut! Sie dürfen sich nicht verblüffen lassen. Er hat seinen Kopf voll."

„Das kann man sich denken, aber . . ."

„Wissen Sie", sie drängte sich dichter an ihn, „er hat seine Sorgen. Es steht faul mit der Bank. Der alte Herr soll helfen, der Vater der Frau, aber der tut's nicht mehr. O, Sie müßten manchmal hören, wie das zugeht. — Aber um Gottes willen kein Wort! Ja nicht! Die Frau ist gut, seelengut. Die macht alles wieder glatt. Für den Herrn sind wir alle bloß Nummern, aber er tut uns doch auch leid. Der Alte könnte ruhig noch was herausrücken."

Sie sprang davon, wandte sich um und legte den Finger warnend auf den Mund.

Eine reichliche Stunde später war Rudolf wieder zurück und brachte die Pferde in den Stall.

Da ließ ihn Frau Werner rufen und empfing ihn in ihrem eigenen Zimmer. In einer Ecke spielten zwei Kinder, ein Junge von etwa fünf und ein Mädchen von drei Jahren.

„Bitte, setzen Sie sich", bat die Hausfrau. Sie rief die Kinder heran. „Das ist unser Ludwig und das unsere Ursula. Nun gebt mal dem Herrn die Hand und sagt: Danke."

Der Junge legte die weiche Kinderhand in Rudolfs breite Rechte, machte seinen Diener: „Danke", und ging wieder in seine Spielecke. Das Mädelchen sah aus wie ein hergewehtes Schneeflöckchen. „Danke ssön." Die Hand mußte Rudolf festhalten, die allerliebste, runde Kinderhand. Blaue Augen sahen vertrauend zu ihm auf. „Du bist ein Mann?"

„Ich bin ein Mann, aber kein großer."

„Is bin droß."

„Freilich, du bist groß Urselchen. Nun geh wieder zu deinen Puppen. — Sie wird Ihnen noch oft genug lästig werden, der kleine Irrwisch", sagte Frau Werner freundlich.

„Das wird sie nit", erklärte Rudolf. „Ich mag Kinder gern."

„Um so besser. — Sagen Sie, Sie sind doch nicht immer Bergmann gewesen?"

Eine kleine halbe Stunde später hatte die kluge, warmherzige Frau einen tiefen Blick in das Herz getan, das sich ihr nicht verschloß, sondern gern öffnete.

Sie reichte Rudolf die Hand. „Wenn die Sache so liegt, dann werden Sie wahrlich nicht lange bei uns bleiben. Ich werde mit meinem Manne reden. Der — Johann — soll Ihnen erspart bleiben." Sie seufzte. „Ach ja, das Leben! Es wird keinem leicht, damit fertig zu werden. Glauben Sie das nur. Jeder muß seinen Tribut zahlen. — Nun wollen Sie sich gewiß einmal nach der Witwe Ihres Freundes umsehen. Gehen Sie nur. Ich fahre heute nicht aus. Mein Mann bleibt über Mittag in der Stadt. Er muß um fünf abgeholt werden. Bis dahin haben Sie Zeit. Den Pferden gibt Marie inzwischen noch einmal Futter. Sie hat das schon öfter gemacht. Im übrigen, Rudolf, wenn Sie etwas haben, kommen Sie zu mir. Unsere Herren stecken so tief in ihren Geschäften, es hängt oft soviel von einem Entschluß ab, daß sie mehr als genug mit sich selber zu tun haben. Sie dürfen darin keinen Mangel an Mitgefühl sehen". Frau Werner reichte ihm erneut die Hand. „Ich will hoffen, daß es Ihnen, solange Sie bei uns bleiben, wenigstens gefällt. Und nun gehen Sie zur Bank und bringen Sie Ihre Sache in Ordnung, dann suchen Sie die arme Frau auf."

Der Buchhalter Siebold teilte Rudolf Korn mit, daß er von seinem Herrn beauftragt sei, ihm für sein gestriges rasches Zugreifen fünfzig Mark auszuzahlen. In dem Sohne des Hohlöfners wollte sich der Geist des Vaters regen. Er biß die Zähne zusammen. Es ist für das Mariele!

Der Buchhalter sah das Zögern und lächelte.

Kurz darauf schritt Rudolf durch die Straßen.

Frieders wohnten in einem der hohen Mietshäuser. Langsam stieg der Besucher die Treppen hinauf. Grete Frieders öffnete ihm und hatte ihr Mädelchen auf dem Arm. Ihre Augen waren tief zurückgesunken, die Backenknochen traten stärker als sonst aus dem schmalen Gesicht. Und doch fiel es Rudolf Korn im ersten Augenblick auf, wie zusammengerafft die Frau war. Nicht ein Härchen lag außer der Reihe.

Sie reichte dem Freunde ihres Mannes die Hand.

„Guten Tag, Rudolf. Kommen Sie herein. Ich habe schon gestern auf Sie gewartet."

„Da konnte ich nit kommen."

Grete Frieders ging vor ihm her und sagte im Schreiten: „Das glaube ich gern. Sie mußten auch erst wieder zu sich selber kommen. — So, bitte setzen Sie sich."

Nun saßen sie einander gegenüber und sahen sich in das Gesicht. Die Frau hatte keine Träne, und doch waren die Wasser nicht eingefroren. Still vor sich hinnickend, sprach sie: „Wir zwei waren zu glücklich. Wissen Sie, sowas hat selten Bestand. — Hat er eigentlich gar nichts geahnt?"

„Nein. Er kam ja mit lachendem Gesicht aus dem Hause.“

„Freilich, freilich.“ Die Frau lief rot an. „Ja, er ging mit Lachen fort, aber ich habe doch so eine Angst gehabt. — Es hat keinen Zweck, darüber zu reden. Bleiben Sie nun eigentlich in der Grube?“

„Ich bin schon nit mehr da. Das hätte ich nit fertiggebracht, noch einmal den Stollen langzugehen.“

„Wie lag der arme Mann eingentlich da?“

Sollte Rudolf Korn die Wahrheit sagen? Die junge Frau sah sein Zögern.

„Lieber Rudolf, Sie können mir alles sagen. Ich habe ja genug gesehen. War er eigentlich ganz verschüttet?“

„Bis auf den Kopf und die rechte Hand.“

Es zuckte krampfhaft in des Weibes Gesicht. Sie erhob sich, nahm ihr Kindchen, das derweile hin- und hergetrippelt war, auf den Arm, küßte es und stellte es wieder auf seine Füße. Rudolf Korn grübelte an der Frau herum.

Wie ist das denkbar, daß sie nicht weint? Andere würden doch den Kopf auf den Tisch schlagen und laut aufheulen, und sie hat keine Träne. Wenn ich nicht wüßte, wie gut sie miteinander ausgekommen sind, wunderte ich mich nicht, aber sie sagt ja selber, daß sie glücklich waren. Grete Frieders trat an das braune Vertikow und nahm ihres Mannes Bild, das dort im Rahmen aufgestellt war, in die Hand. Sie schien nicht recht zu wissen, was sie tat, wischte über das Glas, sah darauf nieder, stellte das Bild zurück und fuhr mit dem kleinen Finger in den Augenwinkel. Es sah aus, als wäre sie unwillig über sich selber. Das Haupt zurückwerfend, setzte sie sich wieder dem Gaste gegenüber.

„Er hat sehr viel auf Sie gehalten, Rudolf. Unter den anderen hat er wohl kaum einen besonderen Freund gehabt, obwohl sie ihn alle gern hatten. — Sagen Sie“, sie blickte ihn aufmerksam an, „Sie sind nicht mehr in der Grube? Ich dächte, Sie hätten vorhin so etwas gesagt.“

Rudolf erzählte, Grete Frieders hörte scheinbar aufmerksam zu, aber es geschah, daß sie jetzt an ihm vorübersah, so daß er wußte, sie hört mich nicht, dann ihn fragte: „Wie war das doch?“, dann mit dem Kopf nickte, ohne daß eine Ursache dazu gewesen wäre. Und aus den kleinen Zügen, aus der blitzenden Stube, aus dem sorgfältig gesträhnten Haar und den tiefen Augen, die an sich selber herumirrten und sich gegen das Vereisen wehrten, wuchs vor dem Schönbacher Bauern ein Bild, vor dem er sich innerlich neigen mußte.

„Rudolf“, bat die Frau, als er vollendet hatte, „nicht wahr, Sie erzählen mir das später noch einmal. — Das ist alles so sonderbar. Ich weiß gar nicht, ich komme noch nicht zurecht damit. Sie werden sozusagen aus der Grube herausgeschleudert durch den Tod meines Mannes. Ich weiß gar nicht . . . Ach, man weiß ja überhaupt nichts.“ Sie richtete ihre braunen Augen groß und voll auf Rudolfs Gesicht. „Rudolf, Sie sollten sich nicht zu lange hier aufhalten. Man kann später nicht nachholen. Richard wollte durchaus ein Jahr eher heiraten, aber ich bestand darauf, daß ich erst mein Zeug alles zusammen haben müsse. So sind wir ein Jahr weniger beieinander gewesen. — Sie kommen doch morgen mit auf den Friedhof? Die Beerdigung ist um drei.“

Und das alles sagte die Frau mit ruhiger Stimme, aber es war so erschütternd in seinen Untertönen, daß es dem Mann im Halse würgte, daß das Mitleid hundertmal gewaltiger heraufbrach, als wenn die Frau laut aufgejammert und geweint hätte, daß seine Stimme rauh ward, und sein Mund zuckte.

„Grete, wie wird das nun mit Ihnen?“

„Ach, das geht alles weiter. Ich behalte vorläufig auch unsere kleine Wohnung. Bis ins einzelne kann ich Ihnen das natürlich nicht sagen, aber ich komme schon durch mit meinem Kinde, soweit es sich um Essen und Trinken dreht. Sehen Sie“, sie langte zur Seite nach einem Brief, „da haben meine guten Günthers geschrieben, ich möchte sofort wieder hinkommen und auch unser Kind mitbringen. — Ach, Sie wissen da gar nichts? Das wundert mich, daß Richard nicht davon gesprochen hat. Ich war, bis wir heirateten, bei Günthers in der Henkelstraße. Da war ich eigentlich alles, Tochter, Hausmädchen, Verkäuferin. Sie haben das Weißwarengeschäft. Wie hätte ich denn sonst eine solche Einrichtung zusammenbringen können, wenn mir die guten Leute nicht geholfen hätten? Daß Richard etwas kaufte, habe ich nicht gelitten. Von der Stunde an, in der er mir von dem Häuschen gesagt, wäre es ja unverantwortlich gewesen, wenn ich etwas von ihm verlangt hätte. Ach ja, das Häuschen! Übrigens, Rudolf, den Gedanken gebe ich nicht auf. Nein, das übernehme ich als meines Mannes Erbe. Nur: Unser Mädelchen wird derweile groß werden. Was schadet's? Ich bin auch ohne Garten aufgewachsen. Aber dem Kinde will ich einmal sagen können: Das hat dein Vater für dich gewollt.“

Und über allem, was die Frau ganz schlicht und still daherredete, standen die großen, braunen Augen wie offene Tore, durch die man in einen Garten mit tiefen dunklen Gängen sieht.

Rudolf Korn erfaßte vorerst nur ahnend des Weibes Tiefe, aber *ein* Gedanke formte sich ihm von selber. „Sie sind doch aus der Stadt, Grete?“

Frau Grete verstand die Beziehungen nicht. Sie nickte. „Ja, ich bin hier geboren. Mutter lebt noch.“

Rudolf Korn erhob sich. „Ich kann Ihnen also mit gar nichts helfen?“

„Nein Rudolf, mit gar nichts. Was ich brauche, haben Sie mir gebracht. Ich brauchte Herz.“

Dabei fügte es sich, daß die zwei vor dem kleinen Bücherbrett an der Wand standen. Rudolf Korn blickte gedankenlos auf die goldbedruckten Bücherrücken. Frau Grete aber deutete den Blick als ein Suchen, griff hinüber, zog eines der Bücher heraus. „Das mochte Richard am liebsten. Er hat es wohl zehnmal gelesen.“

Es war die Heiteretei von Otto Ludwig. Frau Grete neigte sich dem Freunde ein wenig entgegen, und ihre Stimme ward noch tiefer und dunkler. „Wissen Sie, Rudolf, wenn Richard am Leben geblieben wäre, dann hätte ihm auch das Häuschen draußen im Grünen nicht ganz genügt. Ich habe lange nicht gewußt, was es war, das mich aus dem Manne heraus manchmal groß ansah. Seit ich ihn mit Ihnen zusammen reden hörte, weiß ich's. Sein Großvater war Bauer, sein Onkel ist's noch. Er war's auch. Das stirbt nicht so rasch. Haben Sie schönen Dank für den Besuch, Rudolf, und, wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann kommen Sie manchmal wieder. Dann werden wir auch über manches reden können, womit ich heute noch nicht fertig bin.“ —

Und wieder kam eine stille Sommernacht, aber sie glich nicht der Schwester, die gestern über die Erde gegangen war. Aus ihres Mantels Falten sank dem Schönbacher Bauern nicht der Schlaf.

Rudolf Korn versuchte von seinem Grübeln loszukommen, indem er an das Mariele dachte, aber es war, als schwebe die lichte Mädchengestalt irgendwo in der Ferne, ihm gewiß, ja, der Weg jedoch, der zu ihr führte, wand sich um lauter Felsblöcke.

Es war still, ach, so still wie daheim zwischen den Feldern und Wiesen, und doch brauste draußen das Leben in breitem Strome. Wenn der Grübelnde jetzt aufstand und nur etliche Straßen weit ging, dann war er mitten im Wogen. Kapellen spielten in den Gärten, Bogenlampen brannten, die Elektrischen bimmelten, die Autos huschten hin und her. Das war die Stadt!

Und — draußen, fünfhundert Meter unter der Erde klangen die Fäustel, knirschte der Stein, klirrten die Schienen, ging der Tod um. In der stillen Stube aber saß eine Frau, hatte ihr Mädelchen zu Bett gebracht, würde morgen ihren Mann begraben. Sie hatte keine Träne, weil — die heiße inwendige Glut sie alle auffog? Nein, weil sie tapfer war, tapferer, als man billigerweise von einem Menschen verlangen durfte. Wie sie das Erbe antrat! — Und morgen schritten ihrer wieder etliche Tausend an ihre Arbeitsstätten, sagten dem Tage Lebewohl und murrten nicht, wenn sie sich mit der Sonne Abendgrüßen zufriedengeben mußten. Sie hatten alle irgendwo eine stille Wunschecke. Tapfere Menschen, die mit den Brosamen zufrieden waren, die von der Herren Tische fielen.

Wer waren die Herren? Drunten fiel aus einem Zimmer breiter Lichtschein hinaus in den Garten. Eine Kiefer mit silberglänzenden Nadeln stand wie ein Christbaum mitten im Lichtkegel. Er kam aus Bankier Werners Arbeitszimmer. Der schien einer von denen zu sein, die an des Lebens vollen Schüsseln sitzen. Und sein Gesicht war zerknittert und zerfurcht, der Mann konnte kein Glied

stillhalten, das Leben, dem er die Sporen zu geben schien, peitschte ihn selber.

Ein breiter Giebel blickte drüben durch die Bäume. Das Hausmädchen hatte Rudolf auf seine Frage gesagt, das sei das Krankenhaus St. Michael. Darin gehe es zu wie im Bienenstock. Ein dauerndes Kommen und Gehen.

Auch das war die Stadt, aber wer fremd von draußen kam, sah dies Gesicht nicht.

Stadt, Leben, Schicksal, — Gott! Lauter Kreise, die ineinander wogen, sich niemals lösen, sich immer tiefer verwirren. Und davor ein Mensch, der mit der Faust Felsen zertrümmern möchte! — —

Rudolf Korn schlief ein, schritt im Traume über den Angeracker und warf die Körner mit weitem Schwunge auf das Land. So schön der Traum war, die trotzige Falte in der Stirn wich doch nicht aus des Schlafenden Gesicht.

Am andern Tage gab er dem toten Freunde das letzte Geleit. Als er vom Grabe schritt, haßte er die Stadt. Die Friedhofskapelle ward nicht leer. Dem Bauernsohn hatte die Stille des Dorfkirchhofs gefehlt. Ein Begräbnis in Schönbach rüttelte den ganzen Ort durcheinander. Hier ging es auf die Minute. 3.15 Uhr der, 3.35 der andere. So bis zum Abend.

Um das Grab harte Bergmannsgesichter ohne Tränen. Heute der, morgen wir. Wir sind Nummern auf des Lebens Nummertafel. Der Pförtner streicht jetzt eine durch und schreibt eine andere.

Still und tränenlos hatte auch Grete Frieders am Grabe gestanden. Rudolf Korn hatte sich wahrhaftig geschämt, daß ihm, als dem wohl einzigen, die hellen Tränen über das Gesicht gelaufen waren. Und gerade hatte ihm Grete Frieders in das Gesicht gesehen, hatte gestutzt und ihm zugenickt.

(Fortsetzung folgt).

Tausend Kilometer die Weichsel hinab.

Eine Ferienfahrt Thorner Ruderer.

II.

Um zwei Uhr Alarm! Der Bauer holte seine Sense, um das von der Sonne noch nicht ganz verbrannte Gras noch weich im Tau zu hauen.

Um vier Uhr großes Wecken, da wir doch um fünf Uhr im Boot sitzen wollen. Aber Frühstück und Packen und Rückmarsch zum Boot halten uns auf, und um 3/4 sechs Uhr bei den ersten Schlägen brennt die Sonne schon ganz schön.

Die letzten 25 Kilometer vor Krakau sind zweifelsohne die schönsten des ganzen Oberlaufs. Die Höhen treten oft mit steilem, ja selbst senkrechtem Fall auf beiden Seiten an den Strom heran. Prachtvoll als immer neuer Blickfang liegt die Kirche von Tyniec auf steilem Schroffen über dem Wasser, wehrhaft umgürtet von den Mauerresten einer alten Burg.

Die große Klosterkirche von Bielany läutet bei unserm Nahen vielstimmig in den Morgen hinein.

Krakau, das schöne, bietet vom Strom her einen trostlosen Anblick, da jede Spur von Grün durch die herrschende Hitze an den Ufern ausgetilgt ist. Vorbildlich die Strompolizei zur Vermeidung von Badeunfällen: alle 200 bis 300 Meter in Dienstmütze und Badeanzug ein braun gebrannter Beamter neben Rettungsgürtel und kleinem Boot am Strande.

Und dann kamen die am wenigst schönsten Kilometer unserer ganzen Fahrt: schmucklos die Ufer, ohne Baum- und Gebüschgeleit und die Felder verdorrt. Dazu verwandelt sich der Strom immer mehr unter dem Einfluß der Abwässer von Krakau zu einem ganz übelriechenden Gewässer, in dem ein Baden unmöglich wird.

An der Tafel mit Kilometer 100 gingen wir mit einem „Hipp-Hipp-Hurra" vorbei — 10 vom Hundert geschafft!

Die größte Mittagsglut versuchten wir nach dem Abkochen im Schatten einiger Weiden zu verschlafen, doch ließen uns Fliegen und ähnliches Getier nicht zur Ruhe kommen.

Die von Süden kommenden Gebirgsflüßchen brachten leider auch keinen nennenswerten Wasserzufluß. Nach den Geröll- und Sandablagerungen an ihren Einmündungen müssen sie aber zeitweilig große Wassermassen führen, wovon ja auch die Verheerungen im vorigen Jahr Zeugnis ablegen.

Erstaunlich viel wird dort im Oberlauf für die Regulierung des Flußbettes getan: Bis zur Einmündung des San unterhalb Sandomierz fanden wir viele tausend Menschen beschäftigt mit der Ausbesserung oder dem Neubau von Buhnen und Steindämmen. Und viele Kilometer neuer Deiche werden in Zukunft die reichen Ländereien vor Überflutungen bewahren.

Dicht besiedelt ist das Land längs des ganzen Oberlaufs. Zwergwirtschaften, die den Besitzern nur ein kümmerliches Auskommen geben können. Und doch hängen die Bauern an ihrem Besitz und treiben die Bodenpreise in Höhen hinauf, die uns hier im Norden unbekannt sind.

Freundlich und hilfsbereit ist man uns immer begegnet. Oft ist eine angebotene Entschädigung für Quartier oder Hilfeleistung abgelehnt worden.

Mehrfach begegneten wir ganz flachen Holzprähmen, auf denen aus den Plesser Kohlenrevieren Kohlen herabkommen. Sie saßen fast alle fest auf den Sandbänken und warteten, bis Petrus etwas Regen und damit mehr Wasser senden würde.

Aus bis an das Wasser streichenden Höhen mit festem, wetterbeständigem Kalkstein bricht man schwere Blöcke, die auf bremsbergartigen Bahnen in die am Ufer liegenden Prähme und dann zu den Stellen der Uferbauten befördert werden.

An anderen Stellen trafen wir hier 20—30 Meter hohe, senkrecht aufsteigende Lehmufer, mit dicht am Rand gelegenen Bauernhäusern, für die die Dürre schwerste Wassersnot bedeutete. Denn da alle Brunnen ausgetrocknet waren, mußte, soweit nicht das Vieh direkt zur Tränke in die Weichsel getrieben wurde, alles Wasser für die Wirtschaft aus dem Fluß heraufgeholt werden.

Bei Kilometer 138 geht in Barczków unser zweiter Fahrtentag zu Ende. Unterkunft in einer peinlich sauberen Stube eines freundlichen Bauern.

Bereitwillig spannt er am andern Morgen sein Pferdchen an und bringt uns unser Gepäck zum Wasser hinunter. Um 6.15 Uhr Start bei bereits hoch am wolkenlosen Himmel stehender Sonne.

Bei jeder Sandbank, die sich durch Erschwernis der Ruderarbeit, durch Auftauchen von Heckwellen oder durch ein unangenehmes Knirschen unter dem Kiel anzeigte, wurde die Hoffnung laut, daß uns bald der Dunajec mehr Wasser und damit Erleichterung bringen würde. Und dann kam das schön gelegene Opatowiec und gegenüber die breite Dunajecmündung — und die Weichsel wurde breiter und die Sandbänke wurden größer! Und nach wie vor scheuerten wir über die Untiefen leicht hinweg, und oft stiegen einer oder zwei, mitunter auch alle drei aus, um das Boot über den Sand wegzubringen. Mit dem breiter werdenden Strom kam auch das interessante Pendeln der Strömung von einem Ufer zum andern, dem wir folgen mußten, wenn wir nicht ständig festsitzen wollten. Auf diese Weise kamen noch einige Kilometer mehr zustande, die wir aber leider nicht mitwerten konnten, da nur die offiziellen Stromkilometer gelten sollten.

Bald unterhalb der Dunajecmündung treten auch die Uferhöhen der rechten Seite weit zurück und in schöner Schlangenlinie — (wenigstens auf der Karte wirkt die Linie schön!) — zieht die Weichsel zwischen hohen Dämmen dahin. Ein Vorteil war wenigstens damit verbunden: wir wurden nicht einseitig geröstet. Da wir den leichten Westwind gerade ausfuhren, also nichts von seiner kühlenden Wirkung verspürten, konnte die liebe Sonne uns leicht in den Zustand versetzen, den die uns nach dem Woher und Wohin fragenden Fischer und Buhnenarbeiter anscheinend auch schon bei uns voraussetzten: denn eine Vergnügungsfahrt bei der Hitze die ganze schiffbare Weichsel hinab macht man nicht bei voller Vernunft!

Unterhalb der Brücke von Slupia Mittagsrast mit Abkochen, Schlafversuch und Fliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Sie hält um seine Hand an.

Ein Bild von übermorgen.

Groteske von Hermann Wagner.

Adele war ein Mädchen, das in die Welt paßte. Sie machte übrigens gar nicht den Eindruck eines Mädchens. Sie machte auf alle den Eindruck einer jungen und schönen Frau.

Warum war sie noch nicht verheiratet? Sie war in einem Alter und in einer Position, die ihr doch erlaubten, einen Mann zu nehmen. Alle Welt wunderte sich darüber.

Adele war reich. Sie hatte es von einem Nichts zu Ansehen und Geld gebracht. Noch vor zehn Jahren war sie eine unscheinbare Putzmamsell gewesen. Und heute? Heute war sie Inhaberin eines Modesalons großen Stils.

„Ich glaube", sagte ihre Mutter zu ihr, „es wäre an der Zeit, daß du endlich daran dächtest, zu heiraten."

„Meinst du?"

„Ja! Du bist dreißig Jahre alt. Du kannst einen Mann ernähren."

„Gewiß!" sagte Adele. „Daran habe ich auch schon gedacht!"

„Hast du auch schon eine Wahl getroffen?" fragte neugierig die Mutter.

„Ja!"

„Wen?"

Adele nannte den Namen. Es war ein Mann, der nur zwei Jahre jünger war als sie selbst.

„Hat er etwas?"

Adele lächelte. „Nein! Aber was tut das? Meine Verhältnisse erlauben es mir, einen armen Mann zu nehmen. Er ist ein hübscher Mensch, ist gesund und klug, hat einen tadellosen Charakter und genießt einen guten Ruf."

„Hast du schon mit ihm gesprochen?"

„Noch nicht!"

„Wann willst du es tun?"

„Morgen!" sagte Adele.

Sie schrieb zu diesem Zweck an Paul Mirbach einen Brief. Einen durchaus sachlichen Brief, der dennoch eine gewisse Herzlichkeit atmete. Sie lud ihn darin für den nächsten Abend ins Theater ein. Eine Absage verbat sie sich, denn sie habe die Karten schon besorgt.

„Ich nehme an, lieber Paul" — so schloß sie den Brief —, „daß ich Ihnen eine Freude damit mache, wenn ich Sie für nachher zum Abendbrot einlade. Wir werden ganz unter uns sein. Sie brauchen sich nicht zu genieren."

Paul Mirbach klopfte das Herz, als er die Zeilen las. Er wurde rot vor Freude. Ihm wurde ganz eigenartig zumute. Er fühlte, daß er verliebt sei.

Er war ein durchaus ehrenwerter, aber ungemein unpraktischer Mensch. Er war so etwas wie ein Träumer. Es hatte den Anschein, als passe er in die neue Welt nicht recht hinein.

Er hatte in seinem Leben schon dies und jenes versucht, ohne damit doch vorwärts zu kommen. Adele galt schon lange seine heimliche Neigung. Aber als ein wohlerzogener Mann, der genau wußte, was sich schickte, konnte er doch unmöglich den ersten Schritt tun. Übrigens zweifelte er auch daran, daß Adele es ehrlich meinte. Welches Weib heiratete auch heutzutage einen armen Mann?

Wie gesagt, er erschrak freudig, als er Adeles Einladung erhielt. Es stand so manches zwischen den Zeilen. Hatte sie etwa doch Absichten auf ihn? Fast glaubte er Grund zu haben, dies anzunehmen. Diese plötzliche Einladung hatte sicherlich etwas zu bedeuten . . .

Als Adele ihn am nächsten Abend in ihrem Auto abholte, hatte er sich nach Möglichkeit schön gemacht. Er war nicht kokett. Aber er wollte doch Eindruck auf sie machen.

Sie hatte ihm Blumen mitgebracht, die er errötend annahm und in eine Vase stellte. Sie sah sich prüfend bei ihm um. Sein Zimmer war nett und freundlich. Es bestand gar kein Zweifel darüber, daß er ein Mann war, der auf Ordnung hielt.

Dann fuhr sie mit ihm ins Theater. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn zu unterhalten, und machte ihm unverblümt den Hof. Er war anfangs schüchtern, wurde dann aber langsam warm. Innerlich zitterte er ein wenig. Es war ihm recht schwül zumute.

Nach der Vorstellung führte ihn Adele in ein Restaurant und bestellte zwei Abendessen. Dazu natürlich Sekt. Sie schenkte ein und animierte ihn zum Trinken.

„Paul", sagte sie dann zu ihm, „ich habe heute mit Ihnen zu reden."

„Ja?"

„Es war nämlich schon lange meine Absicht, Ihnen ein Geständnis zu machen."

„Jetzt kommt es!" dachte er, war leicht aufgeregt und schlug die Augen nieder.

Seine Verwirrung machte ihn noch hübscher. Er sah so unverdorben und brav aus. Adele fühlte, daß sie regelrecht in ihn verliebt sei.

„Ein Geständnis?" fragte er.

„Ja, ein Geständnis!" sagte sie. „Oder haben Sie noch nichts an mir bemerkt?"

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Paul", fuhr sie fort, „ich liebe Sie schon lange. Schon vor fünf Jahren sagte ich mir: der oder keiner! Aber damals war ich noch arm. Damals hätte ich Sie noch nicht ernähren können. Heute ist das aber anders."

„Mein Gott!" sagte er nur.

„Ja, heute habe ich es zu etwas gebracht. Mein Geschäft geht glänzend, und ich kann endlich daran denken, eine Familie zu gründen. Heute kann ich Ihnen eine gute und sichere Zukunft bieten, Paul!"

„Sie überraschen mich —"

Sie griff nach seiner Hand. „Könnten Sie mir nicht ein wenig gut sein?"

„Doch!" sagte er zögernd.

„Wollen Sie mein Mann werden, Paul?"

„Ich will!" antwortete er leise. „Bitte, reden Sie mit meiner Mutter!"

Damit war die Sache abgemacht, und Adele rief den Kellner, um zu bezahlen.

Sie brachte Paul in ihrem Auto heim. Während der Fahrt gab sie ihm den ersten Kuß und sagte das erste Mal „du" zu ihm. Paul war natürlich selig.

Acht Tage später zeigte Adele in der Zeitung an, daß sie sich mit Paul verlobt habe. Sie machte ihm auch ein kostbares Verlobungsgeschenk, um das ihn viele seiner Freunde beneideten.

Alle Welt sprach davon, welch eine gute Partie der junge Mann machte. Böse Zungen deuteten an, es sei eine Versorgungsehe. Aber sie irrten sich. Es war eine Liebesheirat.

Die Ehe wurde eine in bestem Sinne gute Ehe.

Paul war seiner Frau ein lieber, braver, treuer und fügsamer Mann. Adele wiederum trug ihren Mann auf den Händen.

Lustige Rundschau

* **Russisches.** „Ich habe für die Bolschewiken nichts übrig", sagte Fjodor. „Ich kannte noch das vielbeschimpfte zaristische Regime — ho, Väterchen, was gab es da für Wodka! In Strömen! Na, und heute, guck dir das an. Kaum zu fressen gibt es was, geschweige denn Wodka. Brotkarten haben sie eingeführt, hole sie der Teufel! Und sagst du mal ein Wort gegen die Regierung, schwupp, stellen sie dich an die Wand." — „Der Wodka, mein Freund, hat mehr Unheil angerichtet als die Kugeln der Gewehre, das kannst du nicht bestreiten." — „Das kann schon sein, hol's der Teufel! Trotzdem, wenn ich zu wählen hätte, ich würde wahrhaftig vorziehen, voll Wodka zu sein als voll von Gewehrkugeln . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.